

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 16 (1940)
Heft: 15

Artikel: Ein Journalist und zwei Blinde
Autor: Hunyady, Alexander
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-757413>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

König seine ungerechte Maßnahme suggeriert hatten, um sich an dem beschlagnahmten Vermögen der Protestanten zu bereichern. Marguerite durfte jetzt nicht erlahmen. Sie hatte siebzehn Kinder, und ihr Mann war neunundsiebzig Jahre alt, sie hatte keine Lust, sich ruinieren zu lassen, weil irgendwelche verächtlichen Hofkreaturen ihre Spielschulden nicht bezahlen konnten.

Nach drei Monaten Haft wurde Jean Petitot entlassen. Es gelang der Frau, einen Großteil ihres Vermögens zu retten. Sie gingen nach Genf, seiner Heimatstadt.

Wenn sie aber nun gedacht hatten, daß sie vereinsamt und vergessen dahinleben würden, so hatten sie sich geirrt. Plötzlich war es, wie wenn die ganze Welt auf den berühmten Petitot gewartet hatte. Der König von Polen schickte einen Edelmann zu ihm und bestellte sein und seiner Gattin Bildnis, und auf einmal mußte jeder Fürst und jeder Mensch, der außerhalb von Frankreichs Grenzen etwas zu bedeuten vermeinte, sein Porträt von Petitot haben. Das Haus glich einem Bienenstock.

Aber ein Leiden, das sich während der Zeit der Festungshaft eingestellt hatte, begann sich mehr und mehr bemerkbar zu machen — Jean war nicht mehr so arbeitsfähig wie früher, er ermüdete leichter. Daß er achtzig Jahre war, das spielte keine Rolle, aber die Enttäuschung, die er erlitten hatte, als sein König seine Glaubensgenossen zu verfolgen anordnete, hatte sich wie eine böse Krankheit in ihn eingefressen. Manchen Tag war er verärgert und wollte niemanden empfangen, schickte Auftragsgeber fort und ließ sie wochenlang warten, wenn er die Arbeit nicht überhaupt ablehnte. Und eines Tages sagte er Marguerite, er habe ein Haus in Vevey erworben, er brauche Ruhe, Stille und Alleinsein. Als sie von Genf nach Vevey zogen, war es, als schließe er eine Tür hinter sich, hinter seinem Leben, hinter seiner bitteren Erfahrung. Kaum daß er noch je davon sprach, von seiner Karriere, von Frankreich, dafür hatte er begonnen, Aufzeichnungen zu machen, die er wie eine Art geistigen Testament seinen Kindern hinterlassen wollte. Manchmal las er abends Marguerite vor, was er am Tage geschrieben hatte.

Wieder blickte sie auf und zu ihm hin. Warum sprach er nicht, warum suchte er nicht, wie gewöhnlich, durch diese oder jene hingeworfene Bemerkung sein Modell vor dem Ermüden zu bewahren?

Er saß da wie immer, wie oft: den linken Ellbogen auf den Tisch gestützt, den Kopf in die linke Hand gelegt, während die Rechte sorgsam und unfehlbar ihre feinen Punkte und Striche insetzte. Aber diese Rechte bewegte sich nicht. Marguerites Herz machte einen Satz. Sie hielt den Atem an und rührte sich nicht. Da merkte sie, daß auch er nicht atmete. Sie sprang auf, fühlte ihre Knie zittern, machte die wenigen Schritte um den Tisch herum und berührte seine Schulter. Und da wußte sie: er war tot. Bei der Arbeit an ihrem Bildnis war Jean Petitot gestorben.

Ein Journalist und zwei Blinde

Erzählung von Alexander Hunyady

Einzig berechnete Uebertragung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein

Die Persönlichkeit des jungen Journalisten war eine erfreuliche Mischung entgegengesetzter menschlicher Eigenschaften. Er war nicht gebildet, besaß aber gesunden Menschenverstand; es eignete ihm eine tüchtige Portion jener zynischen Schlechtigkeit, die für den Lebenskampf notwendig ist, doch konnte er dennoch eher als guter Junge angesprochen werden wegen der unmittelbaren Neigung zur Güte, die seine Seele durchzog wie der Golfstrom die Nordsee.

Er trug einen eleganten Burburli-Ueberzieher und ein rohes Hemd, machte auf den ersten Blick einen wohlhabenden Eindruck, obschon er fast in Schulden erstickte.

Eben hatte er nichts zu tun, promenierte ziellos auf der Ringstraße, sah sich die Frauen und die Schaufenster an. Er wartete darauf, hungrig zu werden und dann in ein nahegelegenes Restaurant Mittag essen zu gehen. Unvermittelt stieß er gegen ein schäbiges Männlein mit einer schwarzen Brille. Gegen einen Blinden. In dem wogenden Verkehr der ganz großen Metropolen dürfen Blinde nicht allein gehen. Aber Budapest ist noch keine ganz große Metropole. Hier sind noch ein ziemlich häufiger Anblick Blinde, die, vor sich mit dem Stock tastend, allein auf der Straße dahingehen und bisweilen um Hilfe bitten, wenn sie auf die andere Seite des Fahrdamms gelangen wollen, durch den gefährlichen Autoverkehr.

Der Blinde sieht natürlich nicht, er wählt aufs Geratewohl aus der Menge jemand, gegen den er zufällig stößt.

Das ereignete sich auch diesmal. Der Blinde und der Journalist stießen gegeneinander. Der Blinde brachte mit weinerlicher Stimme seine Bitte vor, die der Journalist natürlich erfüllte, kann man doch eine solche Bitte nicht gut abschlagen.

Der Bettler schlang den Arm in den des Journalisten. Der Journalist half dem Blinden vorsichtig vom Trottoir.

Aber kaum waren sie zehn Schritte gegangen, als der Blinde zu weinen begann. Er hatte keine Tränen, doch verriet das Zucken seiner Lippen, daß er ein lautes Schluchzen kaum zu unterdrücken vermochte.

«Warum weinen Sie?» fragte der Journalist etwas nervös.

«Ich schäme mich so!», sagte der Blinde. — «Bin immer auf die Güte der Menschen angewiesen. Habe jetzt bestimmt auch den gnädigen Herrn belästigt.»

«Das hat nichts zu sagen. Ich tu' es gerne!», beruhigte ihn der Journalist.

Aber der Blinde rang weiter mit den Tränen, und während sie die Straße überquerten, erzählte er in der Nußschale, was alles außer seiner Blindheit ihm zu schaffen mache. Elend, Krankheit. Vor kurzem sei seine Frau gestorben. Die kleinen Waisen warteten hungrig daheim, in einer öden Kammer.

Der Journalist empfand ein Grauen vor derlei herzzerreißenden Dingen, er wäre am liebsten davongelaufen, da er aber den Blinden doch nicht zwischen den dahinsausenden Autos allein lassen konnte, war er gezwungen, das Hiobs Klagen überbietende Jammern bis zum Schluß anzuhören.

Sie erreichten die andere Seite der Straße, wo der Blinde, zum Abschied, um ein kleines Almosen bat.

Der Journalist griff in die Tasche und gab ihm einen Pengö, was ein schönes Stück Geld ist, kann man doch dafür zu Mittag essen oder eine Krawatte aus Kunstseide kaufen. Dennoch geizte es sich, dem Blinden so viel zu geben, denn dieser war ja kein gewöhnlicher Bettler, dem man eine Kupfermünze hinwirft, sondern ein Bekannter, sozusagen ein Freund, der einem gerade vorhin seine schmerzliche Lebensgeschichte erzählt hatte.

Nachher ging der Journalist in eine Trafik. Er kaufte eine Zigarre, telephonierte. Dann spazierte er auf der gleichen Ringstraße weiter und erblickte nach zehn Minuten abermals den Blinden.

Der Blinde stieß eben gegen eine ältere Dame und sprach sie an. Er ließ sich von ihr über den Fahrdamm bringen. Sogar aus der Ferne konnte man sehen, daß er weinte und redete. Auf der anderen Seite angelangt, öffnete die Dame ihr Täschchen und gab dem Blinden Geld.

In dem Journalisten erwachte der Spürsinn, er heftete sich vorsichtig dem Blinden an die Fersen und stellte fest, daß dieser immer wieder einen Menschen einfängt, von dem er sich über die Straße geleiten läßt. Dann er sucht er wieder einen anderen, ihn zurückzubegleiten. Er schluchzt, redet und bettelt schließlich jeden seiner Wohlthäter an.

Nach dem achten Zickzack schien der Blinde mit dem Ertrag zufrieden zu sein und seinen Geschäftsweg für beendet zu halten. Sein Gang wurde elastischer, er

Hals in Gefahr!

Der Mensch im Berufe — der Soldat, der im Felde steht — ist täglich der Erkältungsgefahr ausgesetzt.

Die meisten Erkältungen aber nehmen ihren Anfang im Halse. Dort setzen sich die eingeatmeten Krankheitskeime fest. Dort erzeugen sie Gifte, die oft Ursache bösartiger Infektionen sind.

Darum den Hals stärken, ihn abdichten gegen die eindringenden Krankheitskeime, ihn festigen gegen drohende Gefahr!

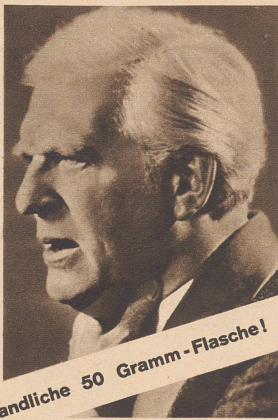
Machen Sie sich die vielgerühmte Sansilla-Schutzwirkung zunutze. Sie gibt Ihnen jenes Gefühl der Sicherheit vor Infektion, das jeder an Sansilla ganz besonders liebt.

Täglich ein

In's Soldaten-Päckli die handliche 50 Gramm-Flasche!

als Schraubverschluss zu haben

Originalflaschen zu 50 Gr. Fr. 2.25 zu 100 Gr. Fr. 3.50



part Ihnen manchen Krankheitstag

Sansilla

das Gurgelwasser für unser Klima
Hausmann-Produkt · Erhältlich in Apotheken

Rancher achte auf die Kronen!

1-Krone-Pedroni
2-Krone-Pedroni

Pedroni

Alleinimport: S. A. Rodolfo Pedroni, Chiasso



Zum Frühjahr eine neue Frisur!

Das gehört zum neuen Hut, zum neuen Kleid und hebt die Frühlingsstimmung! Denken Sie daran: Schönes Haar gewinnt! Die Grundlage solch einer reizenden Frisur ist stets die seitentfreie und nicht-alkalische Haarpflege mit „Schwarzkopf“!

SCHWARZKOPF EXTRA-MILD EXTRA-BLOND
DOETSCH, GREYER & CIE. A.-G., BASEL

steckte die schwarze Brille in die Tasche, hängte den Hakenstock an seinen Arm. Er bog in die nächste Nebengasse ein, wo sich ein kleines Café befand; in dieses kehrte er ein.

Der Journalist betrachtete durch die Glastür, was geschehen würde. Er sah, daß der Blinde ein Glas Bier bestellte, sich eine Zigarette ansteckte, dann mit einem Mann, den man dem Aussehen nach für einen Gewerbetreibenden halten konnte, Billard zu spielen begann. Er mochte Augen haben wie ein Adler. Mächtige mit präziser Genauigkeit die schwersten Quinten und feinsten Doppelstöße.

Der Journalist geriet zuerst in Wut, wie jeder, der betrogen wird. Dann verflog seine Wut, und er lachte auf. Der Blinde war also kein Blinder, und zweifellos war alles, was er von dem Elend, von dem Todesfall, von den hungernden Kindern erzählt hatte, eine Lüge. Die düstere Geschichte mündete in ein Happy-end. Außerdem enthielt der Betrug auch eine tiefe Weisheit. Dieser praktische Schurke hatte herausgefunden, wie man eine geeignete psychologische Situation für einen Pump schaffen konnte. Man beginnt damit, daß man eine Gefälligkeit verlangt, die aus ethischen Gründen nicht abgeschlagen werden kann. Dann heftet man sich an sein Opfer, wie die Auster an die Felsen. Man gewinnt Zeit. Darauf kommt es an. Auch ein Floh braucht eine gewisse Zeit, um beißen zu können.

Das alles war sehr amüsant. Der Journalist schrieb sein Abenteuer nieder. Der von dem Blinden handelnde farbige, witzige, umfangreiche Artikel erschien den nächsten Tag im „Morgen“, dem volkstümlichsten, am meisten verbreiteten Boulevardblatt der Stadt, das in der Stunde des Erscheinens mit seinem Papier die Straßen der Stadt wie ein Schneefall überflutet.

Geraume Zeit verging. Nach einem halben Jahr stieß der junge Journalist an einem andern Punkt der Stadt abermals mit einem Blinden zusammen.

Der erste Blinde war alt gewesen, schäbig, schlaue, eine Kreuzung von Taschendieb und Insasse eines Armenhauses. Der zweite war vierschrotig, untersezt, rundlich und wirkte erschütternder. Denn irgendwie ist es

ein viel furchtbarer Anblick, wenn ein Dicker von einem Unglück ereilt wird.

Dieser Blinde wollte ebenfalls auf die andere Seite der Straße hinübergelangen.

Der Journalist zögerte einen Augenblick. Dann jedoch nahm er trotzdem den Blinden beim Arm. Aus Aberglaube. Aus Gutmütigkeit. Und dann war auch noch die — fehlerbare Statistik da! Er glaubte nicht, wiederum einem Blinden in die Hände zu fallen, der die Augen eines Sperrers hatte.

Der Fall wiederholte sich rezeptgemäß. Auf dem Fahrdamm angelangt, breitete der dicke Blinde schleunigst die furchtbare Not seiner ewigen Nacht aus. Und als sie das gegenüber gelegene Trottoir erreichten, bat er um einen Pengö.

Der Journalist gab ihm das Geldstück, begann aber diesmal sofort mit seiner Beobachtung.

Er brauchte nicht lange zu warten. Der vierschrotige Blinde schob, sobald er sich in Sicherheit wähnte, die schwarze Brille auf seine Stirn. Er zog aus der Tasche eine Sportzeitung, blieb an der Straßenecke stehen und begann höchst aufmerksam zu lesen.

Der Journalist trat hinter den Rücken des Betrügers, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte vorwurfsvoll:

«Sie sind doch gar nicht blind! Sind ein Schwindler!»

Der dicke Mann drehte sich um. Er sah, daß er erwisch worden sei, fügte sich in sein Schicksal und griff mit einer resignierten Gebärde in die Tasche.

«Ich bin nicht blind. Hier haben Sie Ihr Geld zurück!» In dem jungen Journalisten gewann der Moralist die Oberhand.

«Behalten Sie es, wenn Sie es mir nun einmal herausgelockt haben, Sie verdammter Schurke! Sagen Sie, schämen Sie sich als kerngesunder Mensch nicht, zu betteln? Aus dem Unglück der wirklich Blinden ein Geschäft zu machen? ...»

«Ich schäme mich! Aber was soll ich tun? Das Leben ist schwer!» antwortete der vierschrotige Bettler mit trauriger Aufrichtigkeit.

Der Journalist gab insgeheim dem Betrüger recht.

«Das Leben ist schwer.» Doch schimpfte er trotzdem weiter:

«Außerdem ist das, was Sie tun, eine Dummheit! Sie betteln, locken den Menschen Geld heraus! Warum arbeiten Sie nicht? Warum verwenden Sie Ihren Verstand nicht für eine anständige Arbeit? Denn daß Sie Verstand haben, das sehe ich! Wenn Sie sich diesen Trick ausdenken konnten —, mit derselben Mühe kann ein einfallreicher Mensch wie Sie auch auf redliche Weise sein Fortkommen finden!»

Der Simulant seufzte und ließ betrübt den Kopf sinken.

«Ach, mein Herr, ich bin alles andere als einfallreich! Bin ein dummer Pechvogel, dem nie etwas gelungen ist. Der Tip mit der Blindheit war auch nicht mein Einfall. Ich habe ihn vor einigen Monaten in einem Artikel im „Morgen“ gelesen!»

Der Journalist wurde für einen Augenblick betroffen. Dann fühlte er Rührung. Und auch einen leisen Stolz, weil eine seltsame Arabeske des Lebens ihm auf diese Art ein Ergebnis seiner eigenen Arbeit gegenübergestellt hatte.

Er fragte neugierig:

«Und können Sie von diesem Tip leben?»

«O ja. Sogar sehr gut!» antwortete der dicke Gauner. «Wie Sie sehen, ich bin nicht zerlumpt, und ich kann Ihnen gestehen, daß ich auch nicht Hunger leide!»

Der Journalist lachte:

«Na, dann gehen Sie Ihrer Wege! Hol Sie der Teufel!»

Der vierschrotige Betrüger ließ die schwarze Brille wieder auf die Nase zurückgleiten und tastete sich mit seinem Stock weiter. Offenbar wollte er zum Zeichen seiner Dankbarkeit dem gemühten und einsichtsvollen Herrn zeigen, wie geschickt er die Rolle des Blinden spiele.

Der Journalist blickte mit einiger Genugtuung dem gedrunghenen Mann nach, der, das Gesicht der Sonne zugewandt, mit unsicheren Schritten zwischen den Passanten dahinging. Er empfand für ihn geradezu freundschaftliche Gefühle. Denn schließlich hat ja diesem Menschen er Brot gegeben, und wir lieben in der Regel jene, denen wir Gutes getan haben.

Vendetta

Von Joachim Pabst

André lebt von der Blutrache. Er ist ein heller Junge, der weiß, daß es nicht schwer ist, in Ajaccio von der Blutrache zu leben. Jedenfalls heutzutage nicht. Wenn ein Schiff der Compagnie Fraissinet einen Haufen Fremder an Land gesetzt hat, nimmt André seine Dolche, die er billig bei Ferrari einkauft, tut sie in einen hübschen, buntbemalten Kasten und geht am Café «Napoléon Bonaparte» oder an einer der vielen kleinen Kneipen am Hafen vorbei.

Nun ist es nicht gesagt, daß einer, wenn er Messer in einen buntbemalten Kasten tut und am Café «Napoléon Bonaparte» vorbeigeht, Geld verdient. Aber die Messer Andrés haben etwas Besonderes. Erstens steht auf diesen Dolchen das für alle Fremden magisch schneidende Wort «Vendetta», es ist also nicht dafür bestimmt, Käse zu schneiden oder weißes Brot, sondern für die blutigste Blutrache. Ist das nicht ein Grund, so ein Messer zu kaufen?

Durchaus nicht sicher ist es, daß die wildesten korsikanischsten Korsen sich an ihren Feinden rächen, indem sie ihnen einen Dolch in den Rücken stoßen. Wahrscheinlich ist, daß sie dazu einen Browning der F. N. Herbis- thal benutzen oder ein Infanteriegewehr. Möglich, daß ab und zu auch einmal ein Dolch verwendet wird, sicher jedenfalls ist, daß sie zur Vendetta nie einen Dolch benutzen, in den «Vendetta» eingekratzt würde. Genug, es steht «Vendetta» auf den Dolchen Andrés, und deshalb sind sie begehrenswert. Aber nicht nur deshalb.

Eine zweite, mindestens so ausschlaggebende Tatsache für die Anziehungskraft der Dolche ist André selbst. Kann die Frau eines Tuchhändlers aus Manchester oder eine Lehrerin aus Burgdorf einen Dolch ausschlagen, wenn ihn ein Junge anbietet, der aussieht wie André? Er ist kaum älter als neunzehn Jahre und hat einen schwarzen Lockenkopf, wie ihn der Apollon eines griechischen Tempels haben würde, wenn er nicht aus weißem Marmor wäre. Darunter sind zwei Augen, groß und dunkel und mit langen Wimpern. In einem Winkel dieser Augen lacht die Verschmitztheit des Dolchhändlers. Das sieht die Frau des Kaufmanns aus Manchester nicht, und die Lehrerin aus Burgdorf nimmt es für verhaltenes Temperament. Unter der schmalen, leichtgebogenen Nase wölbt sich der Mund. Die gutgeschnittenen Lippen sind nicht zu breit, nein, aber sie sind auch nicht zu schmal — fast kinderhaft. Dadurch, daß der erste Flaum eines Bartes auf der Oberlippe wächst, werden sie noch jünger. Napoleon war bestimmt der größte Sohn der korsischen Insel, André aber ist der hübscheste. Nun trägt André einen blauen Leinenanzug und eine rote Binde um den Leib. Das tut er, weil er Geschäfte machen

will, so wie ein Araber in Paris den Burnus aufsetzt, wenn er Erdnüsse oder Teppiche verkauft. Es ist eine Uniform; denn die rote Binde tragen sonst nur noch die älteren Männer in Korsika, und für die ist sie keine Uniform.

André fällt der Dolch aus der Hand, den er eben auf den Tisch legen wollte. Mechanisch steckt er das Geld in die Tasche, das die Dame ihm dafür gegeben hat. Dann läuft er weg. Er ist doch sonst ein fixer Bursche und weiß, wie man die Kundinnen behandeln muß. Aber alles hat er vergessen: den feurigen Blick, die temperamentvolle Gebärde und die Nonchalance. Das war ja keine Frau irgendeines Tuchhändlers aus Manchester, sondern —, ja, André wußte es nicht. Diese blonden Haare und diese Augen und ...

André war schnell fortgegangen, ohne sich umzu- drehen. Es war das erstmal, daß sein Temperament, das er sonst immer spielen mußte, mit ihm durchgegan- gen war.

Ajaccio ist nicht groß. Wer einmal die Hauptstraße entlanggeht, trifft die ganze Stadt. Und so trifft André die Dame nach einer Stunde wieder. Sie ruft.

André bleibt stehen.

«Können Sie mir nicht die Stadt zeigen?»

«Ja.»

«Haben Sie Zeit?»

«Ja.»

«Wann?»

«Ja.» Dann besinnt er sich und raspel ein paar einge- lernte Sätze herunter: «Wenn Sie sich links halten, kommen Sie an die „Maison Bonaparte“. Geradeaus zum Casino, hier rechts ...»

«Nein, nein — Sie sollen mich begleiten. Haben Sie heute Abend Zeit?»

Wenn einem langsam das Blut in den Kopf steigt, daß er die Schläfen spürt, wenn einem der Atem anders geht, nicht lauter oder schneller, sondern nur so, daß er auf einmal in der Brust fühlt, wie er atmet, wenn einer die Zehen in den Schuhen anzieht, weil er am ganzen Körper keine Bewegung machen kann, dann ist ihm so zumute wie jetzt André.

«Ja», sagt er, und das ist schon viel.

Zu Hause lehnt André den Spiegel an das Fenster, damit das Licht auf sein Gesicht fällt, taucht den Kamm in Olivenöl und striegelt seine Haare. Leicht ist es nicht, aber er ringt die Locken annähernd nieder und bekommt einen Scheitel, der gerade ist wie die Achterwelle eines Schiffes. Dann zieht er sich ein weißes Hemd über. Nach einer halben Stunde ist sogar der Anzug ausgebürstet,

und André stellt fest, daß er am Tage der ersten heiligen Kommunion nicht so sauber angezogen war. Er setzt seinen neuen Hut auf und geht zu dem Hotel, in dem die fremde Dame wohnt.

Auf dem Wege überlegt er sich, was er ihr alles sagen wird. Außer Edgar Wallace und einer Indianergeschichte hat er auch einmal ein Buch von Maurice Dekobra ge- lesen, und da sagen die Männer den Frauen Dinge, die André heute der Dame sagen will. Plötzlich merkt er, daß an seinem Jackett ein Knopf offen ist. Er knöpft ihn schnell zu und steht vor dem Hotel.

Sie sitzt vor der Tür auf einer Bank. Er lächelt und verbeugt sich. Sie kennt ihn nicht.

Er verbeugt sich noch einmal.

Da zuckt es um ihre Lippen, und sie fängt an zu lachen und lacht und lacht ...

André versteht gar nicht. Vielleicht hat sie ihn nicht erwartet, oder hat er sich linkisch benommen? Oh, der arme André, in welcher Ratlosigkeit er dasteht: «Was haben Sie denn?»

«Ich — ich —», lacht sie, «ich finde das so komisch. Wie Sie aussehen! Das Hemd und die Krawatte und die Haare.»

Jetzt begreift er, dreht sich langsam um und geht.»

«Machen Sie doch keinen Unsinn!» sagt sie und geht ihm nach.

Aber er hört nicht. Hut, klingt es in ihm, Krawatte, Haare ... Er sieht sie mit einem haßerfüllten Blick an, wirft seinen Kopf in den Nacken und geht.

«Dummer Junge», denkt die Dame und läßt ihn laufen.

Der Junge geht die Mole entlang und setzt sich dort, wo das Meer ganz leise und abendlich gegen die Steine schlägt, auf das Geländer. «Hut — Krawatte — Haare!»

Dummer Junge, hat die Dame gedacht.

Und allmählich geschieht mit dem André etwas, was das Kind in ihm zuschanden macht. Er begreift, was an ihm ist, was die Frauen, die von den Schiffen der Compagnie Fraissinet steigen und im Café «Napoléon Bonaparte» sitzen, an ihm sehen: die Locken, die rote Binde, die korsischen Augen, die nicht mehr korsisch sind, wenn er ein weißes Hemd anzieht und eine Krawatte umgebunden hat.

Er fährt mit den Händen in seine Haare und zerstört den Scheitel, der ihm so viel Mühe gemacht hat. Die Locken fallen ihm ins Gesicht. Morgen nun wird er wieder die rote Binde um den Leib tragen und Blicke werfen, und nicht nur, um korsisch auszusehen und Geschäfte zu machen.

Morgen wird er wissen, warum ...